

Prinzessin Bob und ihre Freunde.

Deutsch von Alfred Mürenberg.



Sie war eine Klamath-Indianerin, und ihr Titel, glaube ich, ein Kompromiß zwischen der Würde, die ihr als Tochter eines Häuptlings gehörte, und der Dankbarkeit gegen ihren ersten weißen Beschützer, dessen Namen sie nach indianischer Sitte angenommen hatte.

„Bob“ Walker hatte sie von der Brust ihrer todtten Mutter genommen, zu einer Zeit, als die biedre Freiwilligen-Soldateska der kalifornischen Grenze von dem Glauben besetzt war, daß Ausrottung die offenbare Bestimmung der indianischen Rasse sei. Nur mit Mühe hatte er den edlen Eifer seiner Landsleute lange genug zurückgehalten, um sie zu überzeugen, daß die Freilassung eines einzigen Indianer-Säuglings jene Theorie im Ganzen nicht umstoßen könne. Und so nahm er sie denn mit in sein Heim, eine idyllische Waldlichtung an den Gestaden des Sachslusses, wo man nach Grenzersitte für sie sorgte.

Ehe sie neun Jahre alt war, hatte sie den nicht

eben bedeutenden Vorrath von Wohlwollen der mageren, mit Arbeit überladenen Frau Walker erschöpft. Als Gespielin der jungen Walkers war sie unzuverlässig, als Hüterin des Kleinsten war sie unbrauchbar. Sie verlor die Ersteren in den pfadlosen Tiefen eines Zedernwaldes — Letzteres setzte sie schmachvoll in einer extemporirten Wiege aus, in welcher es gleich einer Schmetterlingspuppe am ersten besten Aste hing. Sie log und sie stahl — zwei unverzeihliche Fehler in einer Grenzgemeinde, wo die Wahrheit zur Nothwendigkeit wird und Lebensmittel das einzige Eigenthum bilden. Was aber noch schlimmer war: der Saum der Dichtung wurde bisweilen von in Pferdedecken gehülltem Lumpengesindel heimgesucht, mit welchem sie geheimnißvolle Konfidenzen austauschte. Herr Walker bereute mehr als ein Mal seine unvorsichtige Menschenfreundlichkeit; sie aber befreite ihn bald von jeder Verantwortlichkeit, und möglicherweise auch von Blutschuld, indem sie eines schönen Tages gänzlich verschwand.

Als sie wieder auftauchte, geschah dies in dem benachbarten Flecken Logport, und zwar in der Eigenschaft als Hausmädchen bei der Frau eines Händlers, die ein wenig Bildung mit großer Gewissenhaftigkeit verband und den Versuch machte, die ihr Unvertraute

zu unterrichten. Allein die Prinzessin erwies sich selbst einer so nachsichtigen Lehrerin gegenüber als höchst ungelehriger Zögling. Sie nahm das Abc zwar mit viel Humor, aber bei jeder Lection als eine amüsante Neuigkeit hin, für welche am Schlusse derselben alles Interesse wieder erlosch. Für ihre Bücher und Schreibmaterialien erfand sie tausend andere Verwendungen als die, welche civilisirten Kindern bekannt sind. Sie fertigte sich ein wunderliches Halsband aus Stücken von Schieferstiften; sie baute ein Miniatur-Kanoe aus den Pappdeckeln ihres Abc-Buchs; sie bog ihre Stahlfedern zu Angelhaken zurecht und tätowirte mit der blauen Tinte die Gesichter ihrer jüngeren Gefährten. Den Religionsunterricht faßte sie ebenso gemüthlich auf und lernte den Namen Gottes mit einer heiteren Vertraulichkeit aussprechen, vor welcher ihre Lehrerin sich entsetzte. Selbst durch Analogieen war ihr keine Gottesfurcht beizubringen, denn sie wußte nichts von dem „Großen Geiste“ und bekannte ihre gänzliche Unbekanntschaft mit den „Glücklichen Jagdgründen“.

Uebrigens besuchte sie den Gottesdienst regelmäßig und ließ sich dort ebenso regelmäßig ein Gesangbuch geben. Erst als man entdeckte, daß sie fünfundzwanzig solcher Bücher gesammelt und hinter dem Holzhause

versteckt hatte, hörten ihre Beziehungen zu der „Ersten Baptisten-Kirche“ in Logport auf.

Von Zeit zu Zeit verzichtete sie auf die Privilegien der Civilisation und des Christenthums und verschwand von Hause, um nach mehreren Tagen der Abwesenheit mit einem Odeur von Baumrinde und Fischen und einem Sühn-Geschenk für ihre Herrin in Gestalt von Wildpret oder Geflügel zurückzukehren.

Zu ihren Röhren kam noch hinzu, daß sie jetzt vierzehn Jahre zählte und somit nach den Begriffen ihrer Rasse als ein ausgebildetes Weib galt. Ich glaube nicht, daß selbst die allerromanhafteste Fantasie sie hübsch gefunden haben würde. Ihre Hautfarbe spottete der meisten jener zweifelhaften Vergleiche, womit die Herren Poeten unbewußt jede Abweichung von der kaukasischen Normale zu beschönigen suchen. Sie war weder wein- noch bernsteinfarben; wenn irgend etwas, so war sie verräuchert. Ihr Gesicht war auf der einen Backe mit rothen und weißen Linien tätowirt, als sei man mit einem engen Kamme vom Backenknochen nach der Kinnlade heruntergefahren, und würde ohne die gute Laune, die aus ihren beerenartigen Neugelchen bligte und in ihren weißen Zähnen glänzte, etwas Abstoßendes gehabt haben. Sie war klein und stämmig. Bei ihrer dürftigen Bekleidung

und ihren ungezügelter Gesten fehlte ihr jede Plastik, und ihre naiveren Stellungen wurden durch die affenartige Gewohnheit beeinträchtigt, in beschaulichen Momenten den linken Knöchel sanft mit den Zehen des rechten Fußes zu krassen.

Ich glaube bereits genug gesagt zu haben, um nachzuweisen, daß diese Existenz nicht einmal mit dem niedren Maßstabe der Civilisation harmonirte, der im Jahre 1860 in Logport galt. Es bedurfte nur noch einer einzigen Thatfache, um die weitblickende politische Weisheit und die profetische Moral jener biederer Fürsprecher der Ausrottungstheorie klarzulegen, deren Tugenden ich zu Anfang dieses Aufsatzes nur kärgliche Gerechtigkeit widerfahren ließ. Diese Thatfache sollte bald von der Prinzessin geliefert werden.

Nach einem ihrer periodisch wiederkehrenden Ausflüge — der sich diesmal ungewöhnlich in die Länge zog — bereitete sie Logport eine Ueberraschung, indem sie mit einem acht Tage alten Mißlingskinde zurückkam.

Noch an demselben Abend hatten die strengblickenden, frommen Matronen von Logport bei Frau Brown eine Konferenz. Man forderte die unverzügliche Verbannung der Prinzessin. Vergebens bemühte sich die weichherzige Frau Brown, eine Milderung oder einen

Aufschub des Urtheilspruchs zu erlangen. Aber wie bei einer früheren Gelegenheit nahm die Prinzessin die Angelegenheit selbst in die Hand. Einige Tage später fand man Morgens eine Wiege aus Weiden-geflecht, die einen indianischen Säugling enthielt, an der Thürklinke der Ersten Baptisten-Kirche hängen. Es war der Partherpfeil, welchen die fliehende Prinzessin abschöß. Von diesem Tage an bekam Logport sie nicht wieder zu sehn.

* * *

Im Hochlande war ein heller, klarer Tag gewesen; so klar, daß die Wälle und die Flaggenstange von Fort Jackson von der zwölf Meilen entfernten langen krummen Landzunge, die sich wie ein nackter weißer Arm um die friedlichen Gewässer der Bucht von Logport legte, deutlich sichtbar waren. Auch am Seegestade war ein klarer Tag gewesen, obwohl die Luft mit dem fliegenden Schaume und dem Triebsand eines zerklüfteten Strandes erfüllt war, dessen niedrige Dünen bald von den mächtigen Brandungswogen des Stillen Ozeans niedergerissen, bald von den ungestümen Passatwinden wieder aufgeschichtet wurden. Aber die Sonne war hinter einer Schicht flockigen Nebels untergegangen, die über den Strand hinzu-

rollen begann. Allmählig verschwanden die Landspitze am Eingang des Hafens und der Leuchtturm, dann wurde die Weidenranje unsichtbar, welche den Lauf des Lachsflusses bezeichnete, und der Ozean war fort. Noch schimmerten ein paar Segel auf den Wassern der Bucht; doch der vorrückende Nebel löschte sie einzeln nach dem andern aus, kroch quer über die stahlblaue Fläche, verschlang die weißen Mühlen und den einzigen Thurm von Logport und drang, nachdem er aus den Marschen Verstärkungen an sich gezogen, im Paradeschritt gegen die Berge vor. Noch zehn Minuten und die Landschaft war gänzlich ausgelöscht; gleichzeitig erstarb der Wind, und eine Todtenstille beschlich Meer und Land. Das leise Schwirren der nicht zu erspähenden Wildgänse hoch droben, der nähere Ruf der unsichtbaren Regenpfeifer, das Plätschern und Waschen nicht mehr zu erkennender Fluthen und das eintönige Rollen des verschwundenen Ozeans waren die einzigen vernehmbaren Laute. Und als die Nacht völlig hereinbrach, erregte das ferne Läuten der Nebelglocke an der Landspitze von Zeit zu Zeit die dicke Luft.

Hart am Strande der Bucht und halb durch einen Berg von Flugsand versteckt, stand ein niedriges, wunderliches Gebäude, zu dessen Errichtung Land und

Meer gleichmäßig beigetragen hatten. Es war zum Theil aus Baumstämmen, zum Theil aus Treibholz und getheertem Segeltuch erbaut. Dem einen Ende des Hauptgebäudes — einem gewöhnlichen Ansiedler-Blockhause — war das halbrunde Steuerhaus irgend eines gescheiterten Dampfers angehängt, während der andre Giebel mit der Hälfte eines zertrümmerten Walfischbootes endigte. An das Boot waren getrocknete Felle wilder Thiere genagelt, und rings umher zerstreut lag das Strandgut vieler Jahre: Bambuskörbe, Fässer, Kasten, Blöcke, Ruder, Kisten, ein Theil der Wirbelsäule eines Walfisches und die Klingen von Schwertfischen. Auf das Ufer einer kleinen Einbuchtung vor dem Hause heraufgezogen lag ein Kanoe.

Als die Nacht dunkler und der Nebel dichter wurde, verschwanden all diese einzelnen Gegenstände, und nur die Fenster des Lootsenhauses, durch ein prasselndes Feuer im Innern der Hütte erhellt, schimmerten röthlich durch den Dunst.

An diesem Feuer, unter einer vom Dache herabhängenden Schiffslampe, saßen zwei Gestalten — ein Mann und ein Weib. Der Mann, breitschulterig und mit dichtem Bart, streckte theilnahmslos seine gewaltige Länge über einen zerbrochenen Bambusstuhl hin und hatte die Augen starr auf das Feuer gerichtet. Das

Weib kauerte mit gekreuzten Beinen auf dem breiten Lehmplatz vor dem Kamine, die blinzelnden Augen auf ihren Gefährten geheftet. Es waren kleine, schwarze, runde, beerenartige Augen, und als der Schein des Feuers auf ihr verräuchertes Gesicht mit seiner einen grell-prächtigt gestreiften Bude fiel, da war es offenbar Niemand anders als Prinzessin Bob.

Nicht ein Wort wurde gesprochen. Sie hatten länger als eine Stunde so gefessen, und ihre Haltung deutete an, daß ihnen das Schweigen zur Gewohnheit geworden war. Ein oder zwei Mal stand der Mann auf und schritt die schmale Stube auf und ab oder sah gedankenlos durch die Fenster des Vootsenhauses; aber nie verrieth er durch Blick oder Geberde, daß er sich der Gegenwart seiner Gefährtin auch nur bewußt sei. Bei solchen Gelegenheiten folgte ihm die Prinzessin von ihrem Nest am Feuer mit Augen voll hündischer Erwartung und Achtsamkeit. Er aber kehrte ebenso unausbleiblich zu seiner beschaulichen Betrachtung des Feuers zurück, und die Prinzessin zu ihrem blinzelnden Auspähen seines Gesichts.

Manchen Abend hatten sie so, schweigend und ungestört, bei gutem und schlechtem Wetter dagefessen. Manchen Tag hatten sie bei Sonnenschein und Sturm mit dem Sammeln der herrenlosen Beute von See

und Land verbracht. Diese stummen Beziehungen, in welche nur die Zwischenfälle der Jagd oder unbedeutende Haushaltungspflichten die einzige Abwechslung brachten, hatten sie bereits drei Jahre lang aufrecht erhalten — seit jenem Tage, wo der Mann, als er mürrisch über die einsame Düne schlenderte, auf das halbberhungerte Weib gestoßen war, das da in der kleinen Vertiefung lag, wohin sie gekrochen, um zu sterben. Es hatte ihnen geschienen, als ob sie niemals gestört werden sollten, bis jetzt die Prinzessin plötzlich auffuhr und mit dem Instinkt ihrer Rasse das Ohr an den Boden legte.

Der Wind hatte sich wieder erhoben und rasselte mit dem getheerten Segeltuch. Aber im nächsten Augenblick hörte man deutlich von außerhalb der Hütte den Ton von Stimmen; dann kam ein Pochen an die Thür, dann noch eins, und dann wurde diese, ehe sie auf die Füße springen konnten, ungestüm aufgestoßen.

„Bitte um Verzeihung,“ jagte eine angenehme, jedoch ziemlich entschieden klingende Altstimme, „aber ich glaube, Sie haben mein Klopfen nicht gehört. Ah, ich sehe, daß Sie es wirklich nicht hörten. Darf ich eintreten?“

Hätte sich das verstümmelte Galion-Bild der Freiheitsgöttin, welches tief im Ufersande eingebettet lag,

pöblich an der Pforte gezeigt und Einlaß begehrt, die Bewohner der Hütte würden in kein sprach- und rathloseres Erstaunen verfallen sein, als jetzt beim Anblick der Gestalt, die da in der geöffneten Thüre stand.

Es war die Gestalt eines schlanken, zierlichen, elegant gekleideten jungen Frauenzimmers. Eine seidene, scharlach gefütterte Kapuze war nur zur Hälfte über eine Fülle glänzenden schwarzen Haares geworfen, die ihren kleinen Kopf bedeckte; von ihren hübschen Schultern fiel ein Pelzmantel, der nur von einer Schnur mit Quaste in ihrer kleinen behandschuhten Hand festgehalten wurde. Um ihren vollen Nacken schlang sich ein Doppelhalsband von großen weißen Perlen, das infolge eines schlaunen weiblichen Kniffs durch seine Erinnerung an kindlichen Schmuck die Energie in etwas milderte, welche in dem unteren Theile des Gesichtes lag.

„Sagten Sie ja? Ah, danke. Wir dürfen eintreten, Barfer.“

Hier folgte ihr ein Schatten in einem blauen Soldatenmantel in die Hütte nach, faßte respektvoll an seine Mütze und stellte sich dann stumm und kerzengrade an die Wand.

„Bitte, lassen Sie sich nicht im mindesten stören.

Bret Harter, Die Erbin 2c.



Welch' abscheulich unangenehmer Abend! Ist das Ihr gewöhnliches Klima?"

Halb gnädig halb zerstreut auf die noch immer verlegen schweigende Gruppe blickend fuhr sie fort:

„Wir haben vor mehr als drei Stunden das Fort verlassen — vor drei Stunden, nicht wahr, Barker?"

— Der kerzengrade Barker faßte an seine Mütze —

„um den Posten des Kapitäns Emmons auf der Indianer-Insel zu besuchen — ich glaube, Sie nennen es die Indianer-Insel, nicht wahr?" — (diese Frage richtete sie an die von heiliger Scheu ergriffene Prinzessin) — „und da sind wir in den Nebel hineingerathen und haben den Weg verfehlt; das heißt, Barker hat den Weg verfehlt —"

— Barker faßte, wie um Verzeihung bittend, an die Mütze —

„— und Gott mag wissen, wo wir herumgewandert sind, bis wir Ihr Licht irrthümlich für das des Leuchthurms hielten und darauf zuschritten. Nein, nein, bitte, behalten Sie Platz — ich bitte! Wirklich, ich muß darauf bestehen.“

Nichts war der leichten Anmuth zu vergleichen, mit welcher sie diese letzten Worte sprach — nichts als die unbewußte Nonchalance, mit der sie an dem dargebotenen Stuhl ihres vor Verlegenheit stot-

ternden Wirths vorüberglitt und sich neben den Kamin stellte.

„Barker wird Ihnen sagen,“ fuhr sie, ihre Füße am Feuer wärmend, fort, „daß ich Fräulein Portfire, die Tochter des Postenkommandanten Major Portfire bin. O, Verzeihung, Kind!“ (Sie hatte der Prinzessin unversehens auf die nackten gelben Behen getreten.) „Ich wußte wirklich nicht, daß du dawarst. Ich bin sehr kurzsichtig.“

Zur Bestätigung dieser Behauptung hielt sie eine zierliche Lorgnette, die von ihrem Halse herabhing, vor die Augen.

„Es ist schrecklich, wenn man kurzsichtig ist, nicht wahr?“

Wenn der blöde und verlegen dastehende Mann, an den sie diese Bemerkung richtete, Worte hätte finden können, um demjenigen Gedanken Ausdruck zu geben, der selbst in seiner Befangenheit sich seinem Geiste zu oberst aufdrängte — er würde, als er so in die festen dunklen Augen blickte, die ihn fragten, die Thatsache geleugnet haben. So aber stotterte er nur: „Ja.“

Im nächsten Augenblick schon hatte ihn Fräulein Portfire anscheinend völlig vergessen und lorgnettirt jetzt die Prinzessin.

„Und wie heißt du, Kind?“

Die Prinzessin zeigte, glücklich über die Augen und das Augenglas, alle ihre weißen Zähne auf einmal und kratzte sich sanft am Bein.

„Bob.“

„Bob? Welch' eigenthümlicher Name!“

Hier beeilte sich Fräulein Portfire's Wirth, dieser den Ursprung des Namens zu erklären, welchen die Prinzessin führte.

„Dann sind also Sie Bob?“ erkundigte sie sich mit Lorgnetten-Begleitung.

„Nein, ich heiße Grey — John Grey.“

Dabei brachte er richtig eine Verbeugung zu Stande, deren Unbeholfenheit erkennen ließ, daß er sich nur unvollkommen an eine vergessene Gewohnheit erinnerte.

„Grey? — ah, warten Sie — ja richtig, Sie sind Herr Grey, der Klausner, der Eremit, der Philosoph und so weiter. O gewiß, Doktor Jones, unser Regimentsarzt, hat mir Alles erzählt. Gott, welch' eine interessante Begegnung! Sie haben hier ganz allein sieben Jahre gelebt — waren es sieben Jahre? — ja, jetzt erinnere ich mich; so zu sagen ganz au naturel existirt. Wie seltsam! Nicht daß ich irgend etwas von solchen Dingen verstehe, wissen Sie. Ich

habe stets unter Menschen gelebt und bin wirklich, ich versichere Sie, hier ganz fremd. Aber aufrichtig, Herr — verzeihen Sie, Herr Grey — wie hat es Ihnen denn gefallen?“

Sie hatte jetzt ruhig seinen Stuhl eingenommen, Mantel und Kapuze über die Lehne geworfen, und zog eben bedächtig ihre Handschuhe aus. Was auch die Gründe sein mochten — und sie waren ohne Zweifel zahlreich und gewichtig — was auch die Erfahrungen sein mochten — und sie waren sicherlich trübe und überzeugend genug — durch welche dieser unglückliche Mann die letzten sieben Jahre seines Lebens rechtfertigen konnte, sie erschienen plötzlich trivial und furchtbar lächerlich gegenüber dieser einfachen aber praktischen Frage.

„Nun, Sie sollen mir das alles erzählen, nachdem Sie mir etwas zu essen gegeben haben. Wir werden Zeit genug haben, denn Barker kann heut Abend bei diesem Nebel den Rückweg doch nicht finden. Machen Sie meinetwegen keine Umstände; Barker wird Ihnen helfen.“

Barker trat vor. Der Eremit, froh, der Ausforschung durch seinen Gast zu entgehen, ertheilte der Prinzessin in ihrer Muttersprache rasch einige Anweisungen und verschwand dann in den Schuppen.

Sobald Fräulein Portfire sich einen Augenblick allein sah, nahm sie nach Frauenart schnell und halblaut ein Inventar der Hütte auf.

„Bücher — Gewehre — Felle — ein Stuhl — ein Bett — keine Bilder und kein Spiegel!“

Sie nahm ein Buch aus dem an Schnüren hängenden Bücherbrette und setzte sich wieder ans Feuer, als die Prinzessin mit frischem Brennholz zurückkehrte. Aber während letztere am Kamine kniete, sah sie zufällig auf und begegnete den über das Buch hinweg auf sie herabblickenden dunklen Augen Fräulein Portfire's.

„Bob!“

Die Prinzessin zeigte grinsend ihre Zähne.

„Hör' mich an. Möchtest du gern schöne Kleider, Ringe und Perlen haben wie diese, und dein Haar sauber gekämmt und wie das meinige aufgesteckt tragen — sag'?“

Die Prinzessin nickte heftig.

„Möchtest du bei mir wohnen und das alles haben? Antworte mir rasch. Sieh dich nicht nach ihm um — sprich selbst für dich. Möchtest du das? — Echt! Jetzt nicht!“

Der Einsiedler trat wieder ein, und die Prinzessin zog sich blinzeln in den Schatten des Wal-

fischboot-Schuppens zurück, aus welchem sie selbst dann nicht wieder auftauchte, als das bescheidene Mahl aus kaltem Wildpret, Schiffszwieback und Thee aufgetragen wurde. Fräulein Portfire bemerkte ihre Abwesenheit.

„Sie dürfen sich wirklich nicht durch mich in Ihrer üblichen schlichten Lebensweise stören lassen. Wissen Sie wohl, daß ich dies ausnehmend interessant finde — so idyllisch und patriarchalisch und so weiter. Ich muß darauf bestehen, daß die Prinzessin zurückkommt; wirklich, ich muß.“

Aber die Prinzessin war in dem Schuppen nicht zu finden, und Fräulein Portfire, die sie im nächsten Augenblick ganz und gar vergessen zu haben schien, nahm ihren Platz auf dem einzigen Stuhle vor einem improvisirten Tisch ein. Barker stellte sich hinter sie, und der Eremit lehnte gegen den Kamin. Fräulein Portfire's Appetit entsprach den Erwartungen nicht. Zum ersten Male seit sieben Jahren wollte es dem Klausner scheinen, als benötigten seine üblichen Mahlzeiten einer Verbesserung. Er stotterte etwas derartiges hervor.

„Ich habe schon besser und schlechter gegessen,“ entgegnete Fräulein Portfire ruhig.

„Aber ich dachte, Sie — das heißt, Sie sagten doch —“

„Ich habe ein Jahr in den Hospitälern zugebracht, als Vater am Potomac stand,“ erwiderte Fräulein Portfire gelassen. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Sie werden sich erinnern, daß nach der zweiten Schlacht am Bull-Run — aber mein Gott! ich bitte um Entschuldigung; Sie wissen ja natürlich nichts vom Kriege und so weiter und haben auch kein Interesse daran.“

Hier legte sie die Vorgnette an die Augen und betrachtete ruhig die breite, muskulöse Gestalt, welche da am Kamin lehnte.

„Oder vielleicht machen Ihre Vorurtheile — doch als Eremit haben Sie ja, wissen Sie, keine politischen Ansichten. Ach, ich langweile Sie wohl recht!“

Der Konsequenz halber hätte der Klausner kein Interesse an diesem Gegenstande an den Tag legen dürfen. Vielleicht war es irgend welche Eigenthümlichkeit der Erzählerin, die ihn veranlaßte, sie in solchen Worten, wie sie eben seinen ungeübten Lippen zu Gebote standen, zum Weitersprechen aufzufordern. So gab denn Fräulein Portfire nach und nach all ihre zufälligen persönlichen Erfahrungen aus dem Kampfe, der damals wüthete, zum Besten. In derselben halb zerstreuten, halb theilnahmlosen Weise,

die bei ihr Gewohnheit zu sein schien, schilderte sie die Entbehrungen, die Leiden, die Ausdauer, die Opferfreudigkeit ihrer Zeit. Mit derselben Miene scheuer Zurückhaltung, welche ihre große Selbstbeherrschung verhüllte, sprach sie von politischen Grundsätzen und Rechten. Anscheinend ohne Begeisterung und ohne die Absicht, wirken zu wollen, — die sein krankes Gemüth mißtrauisch machen konnte, — sang sie die große amerikanische Hilde in einer Weise, welche die Tiefen ihres vereinsamten Zuhörers bis hinab zu ihren massiven Grundlagen erschütterte. Dann hielt sie inne und fragte ruhig:

„Wo ist Bob?“

Der Eremit fuhr zusammen. Er wolle sie suchen, sagte er. Allein Bob kam aus irgendwelchem Grunde nicht zum Vorschein. Man suchte sie innerhalb und außerhalb der Hütte, aber vergebens. Zum ersten Mal an diesem Abend zeigte Fräulein Portfire einige Besorgniß.

„Gehen Sie,“ sagte sie zu Barker, „und suchen Sie sie. Sie muß gefunden werden — halt, geben Sie mir Ihren Mantel; ich gehe selbst.“

Sie warf den Soldatenmantel über die Schultern und trat hinaus in die Nacht. Der dicke Nebelschleier schien sie plötzlich ganz einzuhüllen. Einen

Augenblick stand sie unerschlossen da; dann aber schritt sie, dem leisen Geräusch der ans Ufer schlagenden Wellen folgend, dem Strande zu. Kaum hatte sie einige Schritte gethan, als sie über einen dunklen, zusammengekauerten Gegenstand strauchelte. Sie streckte die Hand danach aus und fühlte die rauhe, drahtartige Mähne der Prinzessin.

„Bob!“

Keine Antwort.

„Bob, ich habe nach dir gesucht, komm!“

„Geh' weg!“

„Unfinn, Bob. Du sollst heute Nacht bei mir bleiben. Komm.“

„Indianer-Sqaw nicht taugen für weiße Frau. Geh' weg!“

„Hör' zu, Bob. Du bist die Tochter eines Häuptlings; ich bin das auch. Dein Vater hatte Krieger; der meine auch. Also taugst du wohl für mich. Komm!“

Die Prinzessin kicherte und ließ sich willig aufheben, und einige Sekunden später kehrten sie Hand in Hand in die Hütte zurück.

— Als sich am nächsten Morgen die ersten röthlichen Streifen der Dämmerung zeigten, stand der kerzengrade Barke an der Hüttenthür, die Hand an

der Müge; neben ihm der Einsiedler, der gleichfalls eben erst aus seinem Wolldecken-Nest im Sande aufgestanden war. Aus der Hütte trat, frisch wie die Morgenluft, Fräulein Portfire, die Prinzessin an der Hand führend. So gingen sie auch nach dem Ufer; und als die Prinzessin sicher im Stern des Bootes untergebracht war, wendete sich Fräulein Portfire um und streckte ihrem bisherigen Wirth die Hand entgegen.

„Ich werde natürlich aufs Beste für sie sorgen. Sie werden doch recht oft kommen, um sie zu besuchen. Ich würde Sie auch zu uns einladen, aber Sie wissen, Sie sind ein Eremit und so weiter. Wenn es indeß für einen Anachoreten korrekt ist und geschehen darf, so wird sich Vater ein Vergnügen daraus machen, Ihnen Ihre Gastfreundlichkeit von dieser Nacht zu lohnen. Aber thun Sie ja um meinetwillen nichts, was wider Ihre einfachen Gewohnheiten verstößt. Leben Sie wohl.“

Sie reichte ihm eine Karte, die er mechanisch annahm.

„Leben Sie wohl.“

Das Segel wurde gehißt und das Boot vom Strande abgestoßen. Als die frische Morgenbrise das weiße Segeltuch erfaßte, da verneigte sich dies wie

zum Abschiedsgruß. Auf den Wassern lag ein rothger Schein der Verheißung, und wie das leichte Fahrzeug der aufgehenden Sonne entgegenschoß, schien es einen Augenblick in deren Glorie emporgehoben.

* * *

Fräulein Portfire hielt Wort. Wenn bedächtige Fürsorge und verständige Freundlichkeit die Prinzessin bessern konnten, so war ihre Zukunft gesichert. Und es schien in der That, als sei sie zum ersten Mal geneigt, die Lehren der Civilisation zu beherzigen und von ihrer neuen Lage Gewinn zu ziehen. Zunächst wurde eine erfreuliche Veränderung in ihrem Aeußern bemerkbar. Sie trug ihr widerspänstiges Haar in ein Netz gefaßt und nicht mehr wie vordem wirr über die niedrige Stirn herabhängend. Ihre Büste erhielt durch ein französisches Schnürleib Haltung und Festigkeit, ihrem watscheligen Gang wurden durch Stiefelchen mit Absätzen bestimmte Grenzen gesetzt. Ihre Kleider waren sauber und rein, und sie trug ein Doppelhalsband von Glasperlen.

Mit diesem, ihrem Körper zu Gute kommenden Fortschritt schien ein moralisches Erwachen Hand in Hand zu gehen. Sie stahl und log nicht

mehr. Der Besitz persönlichen Eigenthums erzeugte die Achtung vor demjenigen Anderer — das erhöhte Vertrauen auf das Wort derer, die sie umgaben, flößte ihr bedächtiges Nachhaben auf das eigene ein. In geistiger Hinsicht war sie noch immer schwach, obwohl sie tapfer mit den einfachen Lektionen kämpfte, welche Fräulein Portfire ihr aufgab. Aber der Eifer und die schlichte Eitelkeit überholten bei ihr die Klugheit, und oft saß sie stundenlang mit einem offenen Buche vor sich, das sie nicht lesen konnte.

Sie war der Liebling aller Officiere des Forts, vom Major an, der die Vorliebe der Tochter für sie theilte und oft deren ausgeprägtem Starrsinn nachgab, bis zu den Subalternen, die ihr um so mehr zugethan waren, weil die bei ihnen in Ungnade stehenden Freiwilligen der Grenze ihrer vertheidigungslosen Schwesterschaft den Krieg erklärt hatten. Der einzige Zwang, welcher ihr angethan wurde, war die Beschränkung ihrer Freiheit auf den Raum des Forts und des Paradeplatzes, und nur einmal brach sie in dieser Hinsicht ihr Ehrentwort und wurde in dem Augenblick von der Schildwache angehalten, als sie am Landungsplatze in ein Boot steigen wollte.

Der Einsiedler machte von Fräulein Portfire's Einladung keinen Gebrauch. Aber nach dem Weg-

gang der Prinzessin verbrachte er seine Zeit weniger in der Hütte und wurde häufiger in den entlegenen Marschen des Alflusses und auf den Bergen des Hochlandes gesehen. Eine fieberhafte Unruhe war an die Stelle seines gewöhnlichen Phlegma's getreten und ließ ihn allerhand sonderbare Streiche begehen, die sich mit seiner früheren Lebensweise und seinem Rufe keineswegs vertrugen. Der Zahlmeister des Dampfers, welcher gelegentlich bei Logport anhielt, um die Post abzuliefern, meldete, daß innerhalb des Riffs ein fremder härtiger Mann an Bord gekommen sei, der nach einer Zeitung mit den letzten Telegrammen vom Kriegsschauplatz gefragt habe. Ferner zerriß er sein rothes Hemd in schmale Streifen und brachte zwei Tage damit zu, diese Stücke mit dem zerfetzten Ueberreste seines einzigen weißen Kleidungsstückes zusammenzunähen; und einige Tage später sahen die Fischer auf der Bucht zu ihrem Erstaunen etwas, das sich beim Näherkommen als eine kunstlose Nachahmung der Nationalflagge erwies, von einer Stange oberhalb der Hütte herabwallen.

Eines Abends, als der Nebel über die Sandhügel hinzutreiben begann, saß der Einsiedler allein in seiner Hütte. Das Feuer erstarb unbeachtet auf dem Herde, denn er hatte geraume Zeit dagesessen

und sich vollständig in die beschmutzten Blätter einer alten Zeitung vertieft. Jetzt stand er auf, faltete sie wieder zusammen — was bei ihrem zerfetzten Zustand große Vorsicht und Behutsamkeit erheischte — und steckte sie unter die Bettdecken. Dann setzte er sich wieder ans Feuer, fing aber bald mit den Fingern auf der Armlehne seines Stuhles zu trommeln an. Nach und nach kam der Takt und Rhythmus einer Melodie hinein. Dann begann er leise und zögernd zu pfeifen, als versuche er sich einer vergessenen Weise zu erinnern. Und endlich gestaltete sich diese zu einer entfernten Ähnlichkeit mit dem Yankee=Doodle*), zu dem sie etwa in demselben Verhältniß stand, wie seine Flagge zu dem Nationalbanner. Plötzlich hielt er inne.

Es war ganz bestimmt an die Thür geklopft worden. Das Blut, welches ihm im ersten Moment ins Gesicht gestiegen war, wich jetzt aus demselben und staute sich langsam um sein Herz. Er versuchte aufzustehen, konnte aber nicht. Dann wurde die Thür aufgerissen, und eine Gestalt in einer scharlachgefütterten Kapuze und einem Pelzmantel stand auf der Schwelle. Mit einer gewaltigen Anstrengung

*) Amerikanisches Nationallied.

that er einen einzigen Schritt nach der Thür. Im nächsten Augenblick sah er den großen Mund und die weißen Zähne der Prinzessin und wurde mit einem Kusse begrüßt, der wie eine Taufe schmeckte.

Ihr in einem plötzlichen Anfall von Zorn Kapuze und Mantel abreißen und sie grimmig nach der Ursache dieser Maskerade fragen, war seine einzige Erwiderung auf ihren Gruß.

„Was thust du hier? Hast du diese Kleidungsstücke gestohlen?“ fragte er in den Gurgeltönen ihrer Sprache, indem er sie rauh am Arme schüttelte.

Die Prinzessin hing den Kopf.

„Hast du das gethan?“ schrie er, wild nach seiner Büchse greifend.

„Ich hab's gethan.“

Sein Griff ließ nach und er taumelte gegen die Wand zurück. Die Prinzessin fing an zu winseln. Unter Schluchzen versuchte sie ihm zu erklären, daß der Major und seine Tochter weggingen und daß man sie ins reservirte Land*) schicken wolle. Er aber schnitt ihr das Wort ab.

„Leg' diese Sachen ab!“

Zitternd gehorchte die Prinzessin. Er packte die

*) Das für die Indianer vorbehaltene Staatsland.

Stücke zusammen, legte sie in das Kanoe, welches Bob eben verlassen hatte, und sprang dann in das unsichere Fahrzeug. Sie wollte ihm folgen; er aber stieß sie mit einem schrecklichen Fluche von sich, schoß mit einem einzigen Ruderschlage hinaus in den Nebel und war verschwunden. —

„Jessamy,“ sagte einige Tage später der Major, als er mit seiner Tochter bei Tische saß, „ich glaube, ich kann dir etwas erzählen, was zu dem geheimnißvollen Verschwinden und Wiederkommen deiner Garderobe paßt. Dein närrischer Freund, der Eremit, hat sich heute früh beim vierten Artillerie-Regiment antwerben lassen. Er ist ein prächtiger Kerl und hat, wenn ich nicht irre, ganz das Zeug zu einem guten Soldaten. Er meint es auch ganz ernsthaft, denn er tritt in dasjenige Regiment, welches nach Washington zurückbeordert ist . . . mein Gott, Kind, schon wieder ein Becher zerbrochen! Wenn du so fortfährst, wirst du sämmtliches Glasgeschirr unsers Officierstisches ruiniren.“

„Hast du etwas Weiteres von der Prinzessin gehört, Papa?“

„Nein; aber vielleicht ist es ebenso gut, daß sie fort ist. Diese verwünschten Ansiedler kommen schon wieder mit ihren Klagen über sogenannte Indianer-

Räubereien, und ich habe so eben Befehl erhalten, die Niederlassung von allen herumstreifenden Eingeborenen zu säubern. Ich fürchte, mein liebes Kind, daß eine strenge Auslegung der Worte deinen Schützling miteinschließen würde.“

* * *

Die Zeit für den Abmarsch des vierten Artillerieregiments war gekommen. Die Nacht vorher war finster und nebelig. Um ein Uhr rief ein Schuß von den Wällen die Wache ins Gewehr und weckte die Garnison aus dem Schlafe. Der Posten — Gemeiner Grey — hatte einen dunklen Gegenstand, welcher über das Glacis hinhuschte, angerufen und, als er keine Antwort erhielt, Feuer darauf gegeben. Die Leute der ausgesandten Patrouille kehrten bald mit einer anscheinend leblosen Gestalt auf den Armen zurück. Der Dienstfeier des neuen Rekruten war, im Verein mit der Schützengewandtheit des ehemaligen Grenzers, verhängnißvoll gewesen.

Als man die hilflose, in Lumpen gehüllte Gestalt vor die Thür des Wachthauses hinlegte, da sah man zum ersten Mal, daß es die Prinzessin war. Bald schlug sie die Augen auf. Sie fielen auf das schmerz-

erfüllte Antlitz dessen, der ohne Schuld zu ihrem Mörder geworden war — zum Glück ohne eine Ahnung hiervon zu verrathen — ohne Vorwurf.

„John!“ flüsterte sie.

„Bob!“

„All' eins jetzt . . . ich bald viel gesund . . . ich nicht mehr machen Dummheit ich gehen ins reservirte Land.“

Dann verstummte sie — ein Zittern lief durch ihre Glieder, und dann war sie ganz still. Sie war in das reservirte Land gegangen — nicht in dasjenige, welches menschliche Klugheit eingerichtet, sondern in jenes andere, das seit Erschaffung der Welt bestimmt worden für die weisesten wie für die geringsten Seiner Ebenbilder. —
